Die Tagespost

Mica-Abbau

26.12.2024, Christoph Lehermayr

Das Geschäft mit dem Glitzer

Kosmetik, Elektronik, Lacke: Mica ist das Multitalent unter den Mineralien und steckt in vielem, was wir nutzen. Auf Madagaskar wird es in Sklavenarbeit abgebaut. Der große Profiteur bei diesem Milliarden-Business ist China.

Foto: Simon Kupferschmied | Unter Lebensgefahr gräbt Michel in diesen Minen mit seinen Söhnen jeden Tag.

Was haben ein funkelnder Lidschatten, ein funktionierender Adapter oder ein glänzendes neues Auto gemeinsam? Sie alle enthalten ein Mineral, das kaum einer kennt und nach dem Père Christian sich gerade bückt. Von der roten Erde klaubt er ein dünnes, fast schon durchsichtiges Plättchen auf. Sobald ein Lichtstrahl darauf fällt, schimmert es verführerisch. „Das ist es“, sagt der Priester, „Mica! Deswegen sind wir hier.“ Hier, das ist der tiefe Süden von Madagaskar, die große Insel im Indischen Ozean.

30 Millionen Menschen leben in diesem Land, das viele eher als exotische Urlaubsdestination auf dem Radar haben. Doch nichts im Hochland entspricht dem Instagram-Idyll, das die touristisch verwertbare Seite der Insel ausmacht: Weder Lemuren noch Vanille und schon gar keine Traumstrände. Vielmehr führt die Fahrt auf einem Pick-up immer weiter weg von jeglicher Zivilisation. Drei Flüsse gilt es zu durchqueren, immer tiefer hinein in eine trockene, dürre Savanne mit Felsformationen am Horizont hinter denen das Ziel liegen soll.

Nichts an ihm erinnert an einen Priester

Normalerweise legt Père Christian diese Strecke, für die wir sieben Stunden benötigen werden, auf einem ausgeborgten Motorrad zurück. Nichts an ihm wirkt dabei so, wie man

sich vielleicht einen Priester vorstellt. Er, der Mann Gottes mit der roten Baseballkappe und den Schwielen an den Händen ist es, der die Linien einer globalisierten Welt zu verbinden vermag. Wobei das fast schon paradox klingt. Denn was hat ein Priester aus dem zweitärmsten Land Afrikas, der nicht einmal ein Gehalt erhält, gemein mit der hoch technisierten Welt?

Es ist das Wrack eines Lastwagens, das einen ersten Hinweis darauf liefert. Mitten auf der Strecke ist er vom Weg abgerutscht, liegt nun wie ein Käfer auf dem Rücken in einem Graben. Sein einziger Zweck war es, Mica, bei uns auch Glimmer genannt, von dem Ort wegzuschaffen, der Père Christians Ziel ist: Die „zone rouge“, wie sie auf Madagaskar heißt. Eine Elendsstätte, die einen den Atem anhalten lässt, sobald man dort angelangt ist. Ein staubig-dorniges Hochplateau mitten im Nirgendwo. Fliegen kriechen über die Lippen. Schweiß rinnt über den Rücken. Körnchen von Sand bleiben an einem kleben. Und dann, völlig unvorbereitet, der Blick von einer Anhöhe in den Abgrund.

Männer, Frauen und Kinder, sie hacken und graben, schaufeln und schleppen. Ausgemergelte Gestalten mit dem Beil in der Hand. Zerlumpte Buben, schwere Säcke schleifend. Eine Mutter, die Gestein siebt, ihre kleine Tochter, die daneben auf dem Boden krabbelt. Steigt man die Böschung hinab, ist die Erde übersät von Glimmer in all seinen Schattierungen. Dazwischen Löcher, die hinab in die Stollen führen. Die Franzosen hätten diese noch angelegt, erklärt ein Mann namens Michel, als er in seinen hinunterklettert. Mit Madagaskars Unabhängigkeit sei die Mine in den 1960er-Jahren aufgelöst worden.

Mit seinen Söhnen gräbt er von früh bis spät

Aber das Mica, das blieb. Bis heute. Michel gräbt hier mit seinen zwei Söhnen von früh bis spät. Mit Brecheisen, einem Beil und den bloßen Händen treiben sie unter Schweiß den Schacht voran. Darin ist es stickig und heiß, immer wieder rieseln Felssplitter herab, während sie große Gesteinsbrocken herausbrechen. Deren Glitzern zeigt reichlich Schichten an Glimmer. Nicht umsonst steht das lateinische Wort „micare“ für Funkeln, Schimmern und Strahlen. Doch das Einzige, das hier hervorblitzt, ist das Grauen. Erst kürzlich sei drüben einer der Stollen eingestürzt, erzählt Michels Sohn. Drei seiner Freunde waren darin. Als es gelang, die Felsbrocken zur Seite zu schieben, fanden sie nur noch deren Leichen.

Foto: Simon Kupferschmied | Den Kindern mangelt es an Abwehrkräften, sie sind unterernährt und leiden wegen des Staubs häufig an Atemwegsinfekten.

Mit zuletzt 60.000 Tonnen im Jahr ist Madagaskar – neben Indien – der Hauptexporteur des Mica. Dieses gilt als Multitalent unter den Mineralien. Es hält hohen Spannungen und Temperaturen von bis zu tausend Grad Celsius stand, reagiert nicht auf Chemikalien und ist damit der perfekte Isolator. Das erklärt, warum Mica in einer schier unfassbaren Zahl von Anwendungen steckt: Von der Batterie bis zum Föhn, der Leiterplatte bis zur LED-Lampe, in jedem Computer, Adapter, ja fast überall, wo Elektronik drinnen ist. Hinzu kommt seine Fähigkeit, Licht zu reflektieren und zu brechen, was zum charakteristischen Glitzern führt. Zu Pulver gemacht, findet sich Mica in allerlei Lacken, Farben und Beschichtungen, vom Auto über die U-Bahn bis zum Flugzeug. In der Kosmetik verhilft Glimmer zu mehr Glamour, da kaum ein Lipgloss, Puder oder gar manche Zahnpasta ohne dessen Glitzereffekt auskommt. Der Wert des globalen Geschäfts mit Mica belief sich zuletzt auf 576 Millionen US-Dollar, Tendenz steigend, boomen doch alle Branchen, in denen es verwendet wird.

„Wenn's gut geht, kriegen wir 200 Ariary pro Kilo dafür“, sagt Soamariy, eine freundliche Frau mit Strohhut, die weitersiebt, während sie spricht. 200 Ariary, das sind umgerechnet fünf Cent. „Uns bleibt hier keine Wahl. Entweder wir schuften oder wir verhungern.“ Es ist diese Verlorenheit, die am meisten beklemmt bei dem, was sie schildert. „Wer hier lebt, hat längst alle Illusionen verloren“, sagt Père Christian später: „Es ist ein täglicher Kampf ums Überleben, ein Teufelskreis des Schreckens. Die Menschen sind völlig auf sich allein gestellt. Ohne jede medizinische Versorgung. Wer erkrankt, der stirbt. Es fehlt ein Brunnen mit sauberem Wasser oder auch eine Latrine für die Notdurft. Die Menschen trinken das Wasser unten aus dem Fluss, kriegen davon oft Durchfall. Immer wieder brechen Seuchen aus, erst kürzlich grassierte die Krätze. Am ärmsten sind die Kinder. Ihnen mangelt es an jeglichen

Abwehrkräften, sie sind unterernährt und leiden wegen des Staubs an Atemwegsinfekten. Dass sie nie eine Schule sehen werden, davon spreche ich erst gar nicht."

Die Menschen in den Minen sitzen in einer Falle, die längst zugeschnappt ist. Auch als Folge des Klimawandels regnet es im Süden Madagaskars immer seltener, Dürre macht sich breit, komplette Ernten fielen aus. So brachen viele auf, dem Hunger in ihren Dörfern zu entkommen. Geschätzt sollen es an die 20.000 Menschen sein, die sich in bis zu 76 verborgenen Minen des Hochlands als moderne Sklaven verdingen, die Hälfte davon Kinder. Nur absolute Selbstausbeutung sichert ihnen das Überleben, ein Schuften bis zum Umfallen.

Den Gewinn machen chinesische Firmen

Jeder Versuch, höhere Preise zu verlangen, scheitert, da die Händler die Habenichtse gegeneinander ausspielen. Als diese begannen, sich untereinander zu solidarisieren, drohten die Händler, den Ort mit ihren Lastwägen künftig gar nicht mehr erst anzufahren. Dörfer, in die die Menschen zurückkehren könnten, haben sie längst keine mehr. „Niemand wartet irgendwo auf mich", sagt Soamariy, „nur der Herrgott oben im Himmel." Und so blieben sie. Gebaren Kinder, die nie ein anderes Leben kennen würden. Und wurden zu Sklaven ohne Ketten und Aufseher. Es ist ihre Hölle auf Erden.

Foto: Simon Kupferschmied | Kinder hämmern in der prallen Hitze den ganzen Tag, trennen so die Mica-Platten von den letzten Gesteinsresten und teilen die Schichten auseinander.

Das Geschäft dahinter machen dabei andere. Zurück in der Zivilisation führt der Weg zu Exportlagern. Hinter hohen Mauern verborgen, zeigt sich auch dort die Ausbeutung. Frauen und Kinder sind es meist, die den ganzen Tag nichts anderes tun als klopfen und hämmern. In der prallen Hitze trennen sie so die Mica-Platten von letzten Gesteinsresten und teilen die Schichten auseinander. Dessen Preis hat sich seit der Mine von fünf auf neun Cent pro

Kilogramm fast verdoppelt und wird bis zum Tiefseehafen in Toamasina auf 21 Cent steigen. Der Gewinn fließt aber keineswegs zu den Frauen, die hier schwer schuften, sondern landet bei Exportfirmen.

Diese stammen aus jenem Staat, der das Ziel des madagassischen Mica ist: China. Die niederländische „Somo“-Stiftung hat errechnet, dass 87 Prozent der Gesamtexportmenge der Insel in die Volksrepublik China gelangen. Dort weiterverarbeitet wird ein Kilogramm Mica sage und schreibe zwölf Euro kosten und, bis es nach Europa gelangt, im Preis auf 50 Euro angestiegen sein – es ist dann das Tausendfache dessen, was die Ausgebeuteten in den Minen ohne Namen erhalten.

Mit Tränen in den Augen steigt er auf sein Motorrad

Père Christian treibt das um. Zu oft stieg er mit Tränen in den Augen auf sein Motorrad. Die Menschen dort so zurückzulassen, mit einem gemeinsamen Gebet und einem Segen, das quälte ihn. „Es geht mir darum, konkret etwas an ihrer Lage zu ändern“, sagt er. Also fasste der Priester einen Plan: Eine kleine Schule für die Kinder der Schürfer. Ganz einfach, aber mit Wirkung. Dazu Hilfe für die Kranken und Schwangeren, ein Arzt, der regelmäßig mit dem Lastwagen mit rausfährt und sie untersucht. Dann Latrinen, ein Brunnen, die Hoffnung auf sauberes Wasser.

Mit Unterstützung katholischer Hilfswerke aus Deutschland und Österreich will er all das umsetzen. Und hat damit schon begonnen. Erste Frauen, die der Hölle der Minen entkamen, fangen in seiner Diözese eine Ausbildung an. Sie lernen schneidern und nähen, handeln und wirtschaften. Alles in der Hoffnung auf ein kleines Geschäft in der Stadt, das sie davor bewahren soll, jemals in die „zone rouge“ zurückkehren zu müssen.

Der Autor ist Chefredakteur von „alle welt“, dem Magazin von Missio Österreich. Er recherchierte als einer der ersten Journalisten weltweit in den Mica-Minen von Madagaskar.